

Die philosophische Methode als Jagdzauber

Jens Soentgen

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Soentgen, Jens. 1996. "Die philosophische Methode als Jagdzauber." *Zeitschrift für Didaktik der Philosophie und Ethik: ZDPE* 18 (1): 63–71.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

licgercopyright

Dieses Dokument wird unter folgenden Bedingungen zur Verfügung gestellt: / This document is made available under these conditions:

Deutsches Urheberrecht

Weitere Informationen finden Sie unter: / For more information see:

<https://www.uni-augsburg.de/de/organisation/bibliothek/publizieren-zitieren-archivieren/publiz/>



Jens Soentgen:

Die philosophische Methode als Jagdzauber.

In: *Zeitschrift für Didaktik der Philosophie und Ethik*. 18. Jg. Heft 1 (Februar 1996).
S. 63-71.

nächste Affinität, wie die Naturliebhaber zur Jagd. Sie sehen den Körper als beweglichen Mechanismus, die Teile in ihren Gelenken, das Fleisch als Polsterung des Skeletts. Sie gehen mit dem Körper um, hantieren mit seinen Gliedern, als wären sie schon abgetrennt. Die jüdische Tradition vermittelt die Scheu, einen Menschen mit dem Meterstab zu messen, weil man die Toten messe – für den Sarg. Das ist es, woran die Manipulatoren des Körpers ihre Freude haben. Sie messen den anderen, ohne es zu wissen, mit dem Blick des Sargmachers. Sie verraten sich, wenn sie das Resultat aussprechen: sie nennen den Menschen lang, kurz, fett und schwer. Sie sind an der Krankheit interessiert, erspähen beim Essen schon den Tod des Tischgenossen, und ihr Interesse daran ist durch die Teilnahme an seiner Gesundheit nur dünn rationalisiert. Die Sprache hält mit ihnen Schritt. Sie hat den Spaziergang in Bewegung und die Speise in Kalorien verwandelt, ähnlich wie der lebendige Wald in der englischen und französischen Alltagssprache Holz heißt. Die Gesellschaft setzt mit der Sterblichkeitsziffer das Leben zum chemischen Prozeß herab. [...]

(Quelle: M. Horkheimer/Th. W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt: Fischer 1988. S. 247 ff.)

Kommentar:

Das Buch der beiden Autoren – 1944 im kalifornischen Exil entstanden und 1947 erstmals erschienen – ist fragmentarisch geblieben und macht auch selbst daraus in seinem Untertitel keinen Hehl. Das Fragmentarische aber hat Methode: wie die Spiegelsplitter im Kaleidoskop beim Drehen zu jeweils anderen Konfigurationen führen, so fügen sich die längeren und kürzeren Segmente des Werkes beim Nach-Denken zu immer anderen und auch nach mehr als 50 Jahren noch – oder erst recht – überraschenden Einsichten, ohne darüber das zentrale Anliegen aus den Augen zu verlieren. Dies ist bekanntlich allgemein und imperativisch formuliert: Aufklärung muß sich über sich selbst aufklären, die Negation ihrer selbst in ihre Reflexion einbinden.

Der Textauszug ist einem Abschnitt entnommen, der die Überschrift „Interesse am Körper“ trägt. Gezeigt wird die Schattenseite unserer Zivilisation und eben nicht zuletzt auch der Aufklärung und des mit ihr verbundenen wissenschaftlich-technischen Fortschritts, die darin besteht, Naturbeherrschung um je-

den Preis und in jedem Umfang proklamiert zu haben. Die Schatten fallen auch auf den Körper, der damit aufgehört hat, Leib zu sein. „Er bleibt die Leiche, auch wenn er noch so sehr ertüchtigt wird“. Verdinglichung, die alle Naturbeherrschung mit sich bringt, hat auch die Natur des Menschen in ihrer unmittelbaren Anschaulichkeit, nämlich als Körper, erfaßt.

Dieser Gedanke der somatischen Entfremdung ist heute mehr denn je belegbar, zeigbar und letztlich auch beklagbar. Ganze Industrien haben sich längst spezialisiert auf ausgeklügelte Strategien und Maschinerien, die der Instrumentalisierung des Körpers dienen und ihm in dieser Form im doppelten Sinne „auf die Sprünge helfen“ sollen. Das Fitness-Studio ist die neuzeitliche Nekropole des „alten“ Leibes, und die Anleiter – Animateure auch hier genannt – sind seine Nekromanten. BOP (Bauch-Oberschenkel-Po) und Bodybuilding, Aerobic und Stretching werden verkauft wie nie, und just auf diese Weise wird der Leib verraten und verkauft. Die Werbung tut das Ihrige – auch das haben HORKHEIMER/ADORNO von Amerika aus (kommen) sehen, wenngleich noch geradezu niedlich ausgedrückt („... die Vitamin- und Hautcremepakete ...“). Die neue Grammatik der Werbung unserer Tage zeigt längst nicht mehr das Produkt, sondern in der Regel schöne Menschen als bloße Somaten, die nicht agieren – dazu fehlt ihrem Treiben der Sinn und Zweck –, sondern funktionieren, und zwar – auch das ist charakteristisch für die allgemeine Depravation des Leiblichen – völlig ohne Sprache, sprachlos.

Der eigentliche Punkt der Kritik am verdinglichten Umgang mit dem Körper ist bei HORKHEIMER/ADORNO das faschistische Moment, welches das Unterfütter eines solchen Somatismus darstellt und für den das III. Reich reichlich Anschauungsmaterial lieferte. Das ausschließliche Focussieren der Körperlichkeit fordert seinen dialektischen Wegezoll: „Man kann vom Körper nicht loskommen und preist ihn, wo man ihn nicht schlagen darf“. Das Malträtieren als die Nachtseite der Soma-Apotheose – das ist der Schluß des Befundes von HORKHEIMER/ADORNO, die damit die faschistische und totalitäre Ideologie auf den Punkt bringen.

Es ist sicher nicht zufällig, daß dieser letzte Abschnitt des Textauszuges so sprachgewaltig daherkommt, eindringlich und zugleich mit sicherer Distanz, die verhindert, daß man sich an der Schrecklichkeit des Befundes womöglich noch berauscht.

JENS SOENTGEN

Die philosophische Methode als Jagdzauber

Eigentlich wirkt nichts vernünftiger als die Forderung nach einer philosophischen Methode. Vor kurzem wohnte ich einer philosophischen Disputation bei und erlebte, wie der Kandidat, der etwas über die Phänomenologie der Dinge vorgetragen hatte, von einem Prüfer nach der Methode gefragt wurde, die er angewandt habe. Die Frage schien berechtigt. Es sollte so sein, daß philosophische Ergebnisse durch irgendeine nachvollziehbare, wiederholbare Methode ans Licht gebracht werden. Das sichert, so meint man, ihre intersubjektivität und garantiert ihre Prüfbarkeit. Aber der Kandidat geriet ins Schwitzen. Seine Methode, so brachte er schließlich hervor, habe darin bestanden, sich die Phänomene genau anzusehen und zu versuchen, etwas Neues über sie auszusagen. Über diese Antwort herrschte allgemein Unzufriedenheit. So hemdsärmelig und unprofessionell gehe es denn doch nicht. Hatte nicht HUSSERL sehr exakte methodische Vorschriften erlassen? Und haben nicht auch die neueren Strömungen der Phänomenologie sehr genaue methodologische Devisen? Hält sich der Kandidat für etwas Besseres, meint er, daß er keine Methode nötig hat? Und nur, weil die übrigen Teile der Disputation von überragender Sachkenntnis zeugten, entschloß man sich, trotz dieser empfindlichen Lücke noch ein „sehr gut“ zu erteilen.

Es ist festzuhalten: Ein Philosoph sollte angeben können, nach welcher Methode er seine Resultate erzielt hat. Philosophie sollte also durch ein regelhaftes Vorgehen erzeugt werden. Denn nur so ist sie nachvollziehbar. Das ist eine auch sonst verbreitete Auffassung, nicht nur Grundlage einer beliebten Fallenstellerei in philosophischen Disputationen. Die These, daß sich Philosophie methodisch erzeugen läßt, ist schließlich auch Voraussetzung jeglicher philosophischer Pädagogik. Philosophieren Lehren heißt doch wohl nichts anderes, als: anderen beibringen, wie sie zu philosophischen Erkenntnissen kommen können. Damit das möglich ist, muß es eine philosophische Methode geben, im Sinne eines Regelsystems, das jeder anwenden kann, und das jeden in einer übersichtlichen Reihenfolge von Schritten zu einem Ergebnis führt. Gäbe es so etwas nicht, dann wäre Philosophie eine Veranstaltung, die prinzipiell nur einigen wenigen

besonders begnadeten Köpfen offensteht, während sich die breite Masse allenfalls mit dem Rezipieren des von diesen Gedachten zufriedengeben müßte. Aber von alters her weiß man: Das Philosophieren steht allen offen. Jeder, der Mensch ist, kann Philosophieren lernen; es ist die demokratischste Sache der Welt, hier ist niemand ausgeschlossen, weil es Methoden gibt.

Bei näherem Hinsehen stellt sich diese Ansicht als völlig abwegig heraus. Das einzusehen ist ganz einfach; fangen wir vorn an. Die Argumentation begann mit der Behauptung, daß Philosophie intersubjektiv prüfbar sein muß. Das ist wohl wahr. Aber gilt auch der folgende Satz: Damit das gewährleistet ist, müssen die Ergebnisse methodisch gewonnen worden sein? Offenbar liegt hier eine Verwechslung von Begründungs- und Entdeckungszusammenhang vor. Natürlich ist es richtig zu fordern, daß eine philosophische These begründet wird. Darin unterscheidet sich die Weisheitsliebe von der Weissagerei und der Weismachelei, daß sie ihre Aussagen mit Argumenten stützt. Aber die Methode der Begründung eines Satzes ist etwas anderes als der Prozeß der Entdeckung desselben. Mindestens ist sie von dieser unabhängig. Das gilt nicht nur in der Philosophie, sondern generell in der Wissenschaft, z. B. auch in der Physik. NEWTON entdeckte das Gravitationsgesetz, als ihm ein Apfel auf den Kopf fiel. Das ist – jedenfalls der Legende nach – der Entdeckungszusammenhang dieser physikalischen Theorie. NEWTON wäre nicht auf die Idee gekommen, diesen Entdeckungszusammenhang für die Begründung zu nehmen und zu sagen: „Jeder materielle Gegenstand zieht jeden anderen aufgrund einer besonderen Kraft an, das behaupte ich, weil mir ein Apfel auf den Kopf gefallen ist.“ Vielmehr bemühte er sich nach dem Ereignis unter dem Apfelbaum jahrelang um die Begründung seiner Entdeckung. Ähnlich getrennt ist auch in der Philosophie das Geschäft der Entdeckung vom Geschäft der Begründung. Deshalb taugt der Hinweis, daß eine philosophische These nachvollziehbar sein muß, nicht zur Stütze der Behauptung, daß philosophische Thesen durch eine Methode zu erzeugen sind.

Auch das pädagogische Argument taugt offensichtlich nicht. Es handelt sich um einen Palmströmischen Fehlschluß¹ vom Sollen auf das Sein. Natürlich ist es der Traum jeder Pädagogik, jeden Zustand durch einen methodischen Prozeß erreichen zu können. Und es wäre ja auch bequem, wenn man das Ereignis „Eintritt einer philosophischen Einsicht“ systematisch herbeiführen könnte. Denn wer wünscht sich nicht, daß ihm auch so schöne Ideen kommen wie den großen Philosophen, etwa NIETZSCHE oder SARTRE? Es ist verständlich, daß viele Philosophen, und gerade auch kreative Philosophen, sich verpflichtet fühlen, eine Methode anzugeben, nach der jeder sich in den schönen Zustand geistiger Kreativität aufschwingen kann. Und in einem bestimmten Sinn, auf den ich noch zurückkomme, haben solche Methoden auch ihre Berechtigung.

Was es aber nicht gibt, ist eine philosophische Methode im Sinne einer Regel, die man nur anwenden muß. Was ist das, eine „Methode, die man nur anwenden muß“? Was ich damit meine, erläutere ich am Beispiel der Division in der Mathematik. Diese Methode ist universell anwendbar, jede Zahl, die es gibt, kann durch jede andere Zahl geteilt werden, und was herauskommt, ist wieder eine Zahl. Dividieren ist ein Musterbeispiel eines rationalen Prozesses. Es geht schrittweise vor sich, man kann auf den Ergebnissen, die die einzelnen Schritte abwerfen, aufbauen; man kann, wenn man einmal ermüdet sein sollte, den Prozeß unterbrechen, und die Fortsetzung auf morgen verschieben, ohne daß die Sache dadurch irgendeinen Abbruch erleidet. Das Dividieren kann man sich schön einteilen. Und: Wenn man in den einzelnen Schritten keinen Fehler gemacht hat, kann man sicher sein, daß auch das Endergebnis richtig ist. So wird sogar die Kontrolle ganz einfach. Kurz gesagt: Dividieren kann jeder, es erfordert keine große emotionale Beteiligung, keine allzu große Intelligenz, nur ein bißchen Fleiß und Ausdauer. Und da ist auch noch dies zu beachten: Obwohl die Sache so einfach ist, sind längst nicht alle möglichen Divisionen erledigt. Nein: Die Anzahl der Zahlen ist unendlich, also erst recht die Zahl der Divisionen. Sicherlich: die kleineren Zahlen sind alle schon kreuz und quer durcheinander dividiert worden. Wer aber eine Division durchführen möchte, die vor ihm noch niemand vollzogen hat, dem kann geholfen werden: Er muß sich einfach sehr große Zahlen aussuchen. Die kann er dann durcheinander dividieren.

Das wäre eine Methode, die man nur anwenden muß. Und so etwas Ähnliches, natürlich viel ausufernder und komplexer, aber vom Prinzip her genau so, das müßte es auch in der Philosophie geben, mindestens wäre das der Traum einer auf Chancengleichheit bedachten Pädagogik. Aber daraus, daß es so etwas geben müßte, folgt natürlich nicht, daß es das auch geben muß. Es ist sogar so, daß es eine solche Methode, ein solches „Großes Fahrzeug“ gar nicht geben kann. Warum?

Eine philosophische Erkenntnis – oder einfach: eine Erkenntnis – ist offenbar nicht nur eine wahre Aussage, sondern eine besondere wahre Aussage. Eine Aussage, auf die nicht jeder gekommen wäre, etwas, das nicht nur wahr ist, sondern auch neu. Eine Methode andererseits ist eine Regel zur Erzeugung wahrer Aussagen, die jeder anwenden kann. Die Frage ist nun: Wie kann man auf etwas kommen, auf das nicht jeder gekommen wäre, indem man eine Regel anwendet, durch die jeder auf etwas kommen kann? Das scheint schwierig zu sein. Zum Neuen führt kein Weg, sondern nur ein Sprung. Wenn eine philosophische Erkenntnis neu sein soll, kann sie nicht methodisch gewonnen werden. Diese Behauptung verdient es, möglichst vielfältig begründet zu werden. Vielleicht ist auch ein kleines Experiment, eine Probe aufs Exempel tauglich. Nehmen wir uns doch einmal eine der zum Philosophieren empfohlenen Methoden, die so auf dem Markt sind. Und versuchen wir einmal, sie anzuwenden. Und sehen wir nach, ob das, was dann herauskommt, irgendwie nach einer philosophischen Erkenntnis aussieht. Oder ob es sich eher um eine Serie mehr oder weniger aufgeblasener Formulierungen von Belanglosigkeiten handelt.

Eine philosophische Methode im Test

Der Phänomenologe Hermann SCHMITZ gehört zu den Philosophen, die explizit eine philosophische Methode empfehlen; diese besteht aus drei Stadien:

1. Deskriptives Stadium: Ein Gegenstandsbereich wird durch möglichst genaue Umschreibung mit den Mitteln der üblichen Sprache aus der [...] relativ trivialen Lebenserfahrung herausgehoben. 2. Analytisches Stadium: Wiederkehrende und sich verschlingende Grundzüge des Bereichs werden herausgeschält und terminologisch fixiert. 3. Kombinatorisches Stadium: Durch geeignete Kombination der Grundzüge in der festgelegten Terminologie werden komplexe Bestandteile des Bereichs rekonstruiert, auch als Probe auf die Zulänglichkeit der Analyse.²

Das hört sich plausibel an. Und es gibt eine Lesart – es ist vermutlich auch die intendierte –, in der dieser Passus vernünftig bleibt. Darauf komme ich zurück. Aber stellen wir uns einmal dumm, und nehmen wir einmal an, SCHMITZ versehe uns hier mit einem Rezept, wie wir phänomenologisch philosophieren können. Diese Lesart wird zwar vom Text nicht erzwungen, aber auch nicht ausgeschlossen. An einigen Stellen wird sie sogar, vorsichtig gesagt, nahegelegt. So meint SCHMITZ, daß er selbst sich ihrer bei der Abfassung seiner berühmten Bücher über den Leib, die Gefühle und den Raum bedient hat, wie man sich eines Musters bedient: „Nach diesem Muster habe ich das leibliche Befinden ... [System der Philosophie, Bd. II, 1: Der Leib. Bonn 1965], die Gefühle ... [System der Philosophie, Bd. III, 2: Der Gefühlsraum. Bonn 1969] und die Räumlichkeit ... [System der Philosophie, Bd. III, 1: Der leibliche Raum. Bonn 1967] phänomenologisch durchforscht.“³ Und an einer anderen Stelle schreibt er, daß bei Abfassung seiner Bücher sein Vorgehen darin bestanden habe, „an relativ trivialer Lebenserfahrung (die durchschnittlich jedermann jederzeit frisch oder in der Erinnerung zugänglich ist) Maß zu nehmen und auf dieser Grundlage mit Begriffen und Einsichten, die freilich nicht mehr relativ trivial (geläufig) sind, vorsichtig schichtend aufzubauen, stets auf Durchsichtigkeit bis auf den Grund bedacht.“⁴

Demnach scheint also die Dreistadienmethode eine Art Großes Fahrzeug zu sein, das von Trivialitäten zum Nichttrivialen führt und dabei doch so einfach ist wie die Division der Elementarmathematik. Von dieser Lesart möchte ich jetzt ausgehen. Sicherlich ist das nur eine hermeneutische Fiktion; SCHMITZ hat seine Methode anders gemeint. Dennoch ist diese hermeneutische Fiktion sehr nützlich, weil sie es gestattet, eine bestimmte Vorstellung von philosophischer Methode auf die Spitze zu treiben und auszuschalten. Nehmen wir einmal an, wir haben hier eine Methode, die wir nur anzuwenden brauchen, und schon kommen am Ende schöne, neue und gute Erkenntnisse heraus, es sei denn, wir haben irgendwo einen Flüchtkeitsfehler gemacht. Oder kommen wir am Ende mit der SCHMITZschen Methode doch nur von einer Trivialität zur anderen, auch wenn wir vielleicht die späteren Trivialitäten sprachlich so kostümieren können, daß sie zunächst sensationell aussehen. Wie gesagt: Wir stellen uns dumm, und wenden die SCHMITZsche Regel an wie eine Gebrauchsanweisung.

Dazu müssen wir ein konkretes Beispiel, einen bestimmten „Gegenstandsbereich“ analysieren. Ich schlage als einen solchen die Geräusche vor, die in meiner Wohnung zu hören sind. Das ist, unabhängig davon, was SCHMITZ im einzelnen Fall darunter versteht, eine Phänomengruppe, die der „relativ trivialen Lebenserfahrung“ zugehört und die prinzipiell auch jedermann zugänglich ist; er oder sie muß mich nur besuchen kommen. Als Phänomenologe würde ich im ersten Stadium die sich mir bietenden Geräusche mit den Mitteln der gewöhnlichen Sprache umschreiben, wobei ich mich immer wieder umsichtig davor hüte, den sich zeigenden Bestand der Phänomene durch „Vorurteile, Suggestionen (z. B. von Seiten der Sprache) und willkürliche Konstruktionen“⁵ voreilig zu deuten. Man darf ja, wie wahrscheinlich bekannt ist, in der Phänomenologie die Erscheinungen nicht voreilig durch Unterstellung von Ursachen deuten. (Verboten wäre etwa, von einem Rasenmähergeräusch oder von Schritten oder von einem Staubsaugergeräusch zu sprechen.) Im analytischen Stadium würde ich dann „wiederkehrende Züge“ im Phänomengebiet „herausschälen“, also bestimmte Geräuscheluster, für die ich dann eigene, vielleicht am besten lautmale-rische Begriffe bilde. Neologismen sind immer gut. Es wird sich dann wohl zeigen, daß sich der gewählte Phänomenbereich sehr übersichtlich analysieren läßt. Es lassen sich für die Grundzüge des Phänomenbereichs drei Grundbegriffe einführen: das „Tadamm-Tadamm-Tadamm-Rumms-Bumms-Zack“, das „Mööhää-Mööhää“ und das „Buumm-Buumm-Buumm“. Diese Begriffe lassen sich an den Phänomenen eichen. Es sind die Grundelemente der akustischen Welt, wie sie sich in der Provinz meiner Wohnung zeigt. Sie sind nicht weiter reduzierbar. Jetzt kann man die Ausgangsbeschreibung also durch eine Kombinatorik dieser Grundbegriffe reformulieren. Aus einer wirren Folge von Geräuschen würde so eine in Stimmen gegliederte Partitur entstehen: die Partitur der Geräusche in meiner Wohnung. So kann ich alles, was ich vorher schon über die Geräusche in meiner Wohnung sagte, noch einmal sagen, aber jetzt, mit den neuen Begriffen, hört es sich sehr viel aufregender an. Man kann sogar ein weiteres Stadium anschließen, indem man nämlich (nomologisches Stadium) gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen den Grundphänomenen auffindet, die in allquantifizierten Aussagen über den Grundprädikaten formuliert werden. Auch wenn SCHMITZ in der zitierten Stelle diesen Schritt nicht erwähnt, hat er es doch selbst in seinem Werk

über den Leib, das er immer wieder als Paradebeispiel für die Anwendung seiner Methode anführt, genauso gemacht.⁶ Ich versuche also, einige gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen den akustischen Grundphänomenen, die ich in meiner Wohnung hören kann, aufzufinden:

Theorem 1: $\wedge x, y: x \in \text{„Tadamm-Tadamm-Tadamm-Rumms-Bumms-Zack“} \rightarrow \neg y \in \text{„Buumm-Buumm-Buumm“}$

Theorem 2: $\wedge x, y: \neg x \in \text{„Tadamm-Tadamm-Tadamm-Rumms-Bumms-Zack“} \rightarrow \neg y \in \text{„Mööhää-Mööhää“}$

Theorem 3: $\wedge x: x \in \text{„Buumm-Buumm-Buumm“} \leftrightarrow x \in \text{„Mööhää-Mööhää“}$

In Worten:

Theorem 1: Für alle akustischen Ereignisse x, y gilt: Tritt ein akustisches Ereignis „Tadamm-Tadamm-Tadamm-Rumms-Bumms-Zack“ auf, dann tritt keines der Art „Buumm-Buumm-Buumm“ auf.

Theorem 2: Für alle akustischen Ereignisse x, y gilt: Bleibt das akustische Ereignis „Tadamm-Tadamm-Tadamm-Rumms-Bumms-Zack“ aus, dann wird auch „Mööhää-Mööhää“ nicht zu hören sein.

Theorem 3: Entweder man hört „Buumm-Buumm-Buumm“, oder „Mööhää-Mööhää“, niemals aber beide gleichzeitig.

Diese gesetzmäßigen Zusammenhänge gelten streng, mir ist bislang noch kein Gegenbeispiel bekannt geworden.⁷ Damit ist unsere kurzgefaßte Anwendung der SCHMITZschen Methode auf den Gegenstandsbereich abgeschlossen. Sie gestattet in der Tat ein sauberes, schrittweises Arbeiten, das mit Folgerichtigkeit zum Ziele führt, ganz ähnlich wie die Division. Die Sache ist in sich schlüssig. Sie führt auf wahre Aussagen, die sich intersubjektiv verifizieren lassen. Es entsteht eine ziemlich spektakuläre Beschreibung des Gegenstandsbereichs, an der gemessen die ursprüngliche einigermaßen farblos und matt wirkt. Aber trotzdem bleibt ein unbefriedigendes Gefühl. Wir sind von der trivialen Lebenserfahrung ausgegangen. Wir haben einen Phänomenbereich abgegrenzt. Wir haben ihn in den von SCHMITZ beschriebenen drei Stadien analysiert. Und weil wir es wirklich richtig machen wollten,

haben wir sogar die Mühe eines vierten Stadiums nicht gescheut. Wir sind genauso vorgegangen wie SCHMITZ, als er sein berühmtes „System der Philosophie“ schrieb. Aber anders als SCHMITZ haben wir den Sprung von der trivialen Lebenserfahrung zu nichttrivialen Begriffen und Einsichten nicht geschafft. Wir haben zwar eine Menge wahrer Sätze aufgestellt, einen neuen Jargon erfunden, aber nicht eigentlich den Eindruck, daß wir etwas erkannt hätten. Was haben wir falsch gemacht? Hat uns die Methode betrogen? Warum funktioniert sie bei SCHMITZ, aber nicht bei uns? Warum führt ihre Anwendung bei SCHMITZ zu bedeutenden philosophischen Einsichten, aber bei uns nur zu einem Berg von bizarren Trivialitäten?

Die Lösung wird sein: In Wirklichkeit ist das SCHMITZsche Werk wohl kaum in einer rhythmischen Abfolge von drei Stadien entstanden, sondern in einem einzigen immer gleichen Stadium, das einfach darin besteht, daß Hermann SCHMITZ denkt. Hermann SCHMITZ' philosophische Methode ist einfach Hermann SCHMITZ und nicht diese merkwürdige Dreistadienmethode, wie er uns weismachen will. Wenn wir es also wirklich darauf anlegen, genau so zu arbeiten wie Hermann SCHMITZ, wird uns nichts anderes übrigbleiben, als zu versuchen, uns in ihn zu verwandeln. Nur als Hermann SCHMITZ kann man philosophieren wie Hermann SCHMITZ. Nicht aber dadurch, daß man „dieselbe Methode“ anwendet wie er. Da kann man sich genauso gut denselben Füller kaufen. An einer Stelle seines Werkes sagt Hermann SCHMITZ: „kein Mensch [weiß] je ganz, was er glaubt“.⁸ Das ist sehr wahr. Und es scheint insbesondere so zu sein, daß kein Philosoph je ganz weiß, wie er philosophiert.⁹ Jedenfalls ist Hermann SCHMITZ' zitierte Darstellung seines Philosophierens allzu einfach: so kann es nicht gewesen sein. Sonst hätten wir mehr Glück gehabt mit unserer Nachahmung.

Unser Ausprobieren der Dreistadienmethode führt zu dem Ergebnis: Diese Methode scheint jedenfalls nicht zu philosophischen Erkenntnissen zu führen. Aus der Wüste der Geistlosigkeit führt sie nicht zu Palme und Quelle, in die Oase von Gedanke und Inspiration. Sie ist nicht personenunabhängig: wenn sich ein Dummkopf (d. h. z. B. ich) der Dreistadienmethode bedient, kommt nur dummes Zeug heraus. Es bedarf eines Genies wie z. B. SCHMITZ, damit sie bedeutende Erkenntnisse abwirft. Wenn es aber so ist, dann scheint die Methode ziemlich

überflüssig zu sein. Sie hat nur die Rolle eines kausal irrelevanten Begleitprozesses. Es handelt sich um eine Art Jagdzauber. Wenn uns SCHMITZ versichert, daß er selbst nichts anderes tut, als seine Dreistadienmethode anzuwenden, dann mag das sogar in irgendeiner Form sachlich richtig sein. Er hat dann die Dreistadienmethode angewandt, während ihm seine genialen Einfälle kamen. Aber ebensogut hätte er auch Geschirrspülen können. Seine philosophische Methode dürfte kaum einen anderen Status als den einer Gewohnheit haben, so, wie auch andere große Denker ihre Gewohnheiten haben. Die einen kauen beim Denken auf ihren Stiften herum, andere wandern in der Wohnung auf und ab, von Wickie (dem Wikinger) wissen wir, daß er sich, um auf große Einfälle zu kommen, mit dem Zeigefinger die Nase gerieben hat. Hermann SCHMITZ hat offenbar die Gewohnheit, gleichzeitig zu denken und eine Methode anzuwenden. Uns anderen, die wir auch gerne große Einsichten hätten, hilft das wenig. Wenn wir an einem Stift herumkauen, in der Wohnung umherlaufen, die Nase reiben oder Dreistadienmethoden exerzieren, kommt es trotzdem nicht zum Eintritt irgendwelcher Erkenntnisse. Das einzige, was passiert, ist, daß der Stift kürzer wird, die Nachbarn sich beschweren, die Nase rot wird und der Geist matt.

Warum es unmöglich ist, durch eine Methode zu Erkenntnissen zu gelangen.

Eine Erkenntnis ist ein wahrer Satz, der einen etwas neu sehen läßt. Solche Sätze kann man nicht durch Anwendung einer Regel erzeugen. Vom Alten zum Neuen führt kein Weg, sondern nur ein Sprung. Wege verbinden nur das Alte mit dem Alten. Darin liegt die Grenze aller philosophischen Pädagogik. Erkenntnisse können nicht systematisch herbeigeführt werden wie Rechenergebnisse. Sie sind kontingent. Darin liegt der eigentliche Grund dafür, daß es keine philosophische Methode geben kann, die sich anwenden läßt wie die Regel der Division. In unserer alltäglichen Lebenserfahrung ist es so, daß uns eine Erkenntnis überkommt, sie ist etwas, das uns passiert. Das Erkennen ist kein Geschehen, das wir aktiv erzwingen, sondern eher etwas, das uns widerfährt. Uns „geht ein Licht auf“, es „fällt uns wie Schuppen von den Augen“, uns „leuchtet etwas ein“. Alle diese Redensarten verweisen darauf, daß Erkenntnis etwas ist, das uns passiert. Wäre Erkenntnis etwas, das wir durch ein regelhaftes Vorgehen erzwingen könnten, dann

müßte es heißen: wir „machen ein Licht an“ oder wir lassen „Schuppen von unseren Augen fallen“. Erkenntnisse kommen unerwartet, oft in Gestalt von Einfällen. Daher erklärt sich auch ihre existentielle Wucht und die Plötzlichkeit, die oft zu ihrem Auftauchen gehört. Natürlich gibt es auch Erkenntnisse, die sich langsam zeigen, etwas kann uns auch dämmern. Aber auch das geht nur, weil Erkenntnisse unerwartet sind. Unerwartetes ist oft auch Unwillkommenes, und wir versuchen, es zu unterdrücken, so daß es nur nach und nach durchscheinen kann. In unserer „trivialen Lebenserfahrung“, um einmal dieses Wort von SCHMITZ aufzugreifen, ist es eben so, daß eine Erkenntnis eher etwas ist, das uns zufällt, als etwas, das wir produzieren. Sie ist ein glückliches Geschick, ein Geschenk, nicht aber das Resultat einer methodischen Tätigkeit.

Mit philosophischen Erkenntnissen verhält es sich kaum anders als mit alltäglichen. Daher wäre die einzige sinnvolle Methode, die ein Philosoph anwenden sollte, der über einen Gegenstand nachdenkt, sich möglichst offen zu halten für die vielfältigsten Assoziationen, wie es auch von Kreativitätsforschern empfohlen wird. In jedem Fall ist es, wenn die kurzen Ausführungen über die Natur der Erkenntnis richtig sind, nicht möglich, so etwas durch eine Methode systematisch aufzubauen. Man kann es vielleicht durch Tricks und Kniffe provozieren, aber der Erfolg ist nicht programmierbar. Das ist ähnlich wie mit der Liebe. Man kann sich nicht gezielt verlieben, die Sache trifft einen. Was man allenfalls tun kann, ist, sich bereitzuhalten und zu versuchen, ein Milieu zu schaffen, bzw. aufzusuchen, das dem Entstehen der Liebe günstig ist.

Diese Einsicht ist sehr relevant für jede philosophische Pädagogik, z. B. zeigt sie, daß ein bestimmtes Verständnis philosophischer Pädagogik unsinnig ist. Wenn man nämlich der philosophischen Pädagogik die Aufgabe stellt, Philosophieren zu lehren, und wenn man sich unter Philosophieren das Erzeugen philosophischer Einsichten vorstellt, und wenn man sich unter Erzeugen das Anwenden von Regeln vorstellt, dann kann es so etwas nicht geben, und alle darauf gerichteten Bemühungen sind sinnlos. Man sollte nicht denken, daß eine Idee, deren Formulierung so viele Konditionalsätze benötigt, nicht trotzdem sowohl bei Studenten als auch bei Lehrenden sehr verbreitet wäre. Sie ist in der Tat sehr verbreitet. Aber sie ist sinnlos. KANT sagte bekanntlich: „Man kann also unter allen Ver-

nunftwissenschaften (a priori) nur allein Mathematik, niemals aber Philosophie, sondern, was die Vernunft betrifft, höchstens nur *philosophieren lernen*." (K.d.r.V., A 837, B 865). Wir sind dagegen zu dem Ergebnis gelangt: man kann noch nicht einmal philosophieren lernen. Jedenfalls nicht indem man lernt, eine Methode anzuwenden. (Das soll nicht heißen, daß jede philosophische Pädagogik sinnlos ist, denn es könnte ja sein, daß es sinnvollere Zielvorstellungen für dieses Geschäft gibt.)

Warum trotzdem immer wieder philosophische Methoden formuliert und eingefordert werden

Wenn das so ist, wenn es also nicht möglich ist, mit Hilfe einer philosophischen Methode Erkenntnisse zu erzeugen, dann stellt sich die Frage, welche Motive es sein mögen, die dazu führen, daß doch immer wieder philosophische Methoden formuliert werden.

Ich meine, daß es sich hier um einen Versuch handelt, das Glück berechenbar zu machen. Also um Aberglauben. Man kann sich die Motivlage, die hier einschlägig ist, sehr gut klar machen, wenn man als Analogie einen einfacheren Bereich heranzieht.

Betrachten Sie das Verhalten von Lottospielern. Hier haben wir den Fall, daß der Eintritt eines Ereignisses überhaupt nicht vom Verhalten der dabei Mitspielenden abhängt. Jeder, der mitspielt, hat eine Chance, und sie ist für alle gleich. Sie kann durch keine Handlung erhöht werden. Dennoch finden wir bei den Lottospielern oft die Überzeugung, daß gewisse Verhaltensweisen doch Einfluß auf den Spielerfolg haben müssen, wie etwa Beten, Daumendrücken, das Verwenden besonderer Stifte beim Ankreuzen oder das Verwenden besonderer Zahlen. Das Wichtigste an diesen Verhaltensweisen ist, daß es immer dieselben sein müssen. Man kreuzt immer dieselben Zahlen an, betet immer denselben Spruch usw. Es ist für Menschen anscheinend schwer erträglich, daß es Ereignisse geben kann, deren Eintritt oder Nichteintritt ganz unabhängig von ihrem Handeln sind. Hat deshalb jemand gewonnen, so gibt es immer wieder Tipper, die der Meinung sind, er müsse dies aufgrund eines bestimmten Verhaltens geschafft haben. Sie lesen die Zeitung, um herauszubekommen, wie dieser Kerl es gemacht hat, den Jackpot zu knacken. Die Überzeugung, daß sich

das Glück durch methodisches Handeln erzwingen läßt, ist in unseren bürgerlichen Kreisen ebenso verbreitet wie die Meinung, daß man sich gegen Unglück versichern kann.

Ähnlich verhalten sich auch die Intellektuellen, wenn es um das Erkennen geht. Eine Erkenntnis ist etwas, das einem zufällt, ganz ähnlich, wie der Spielerfolg im Lotto. Ein Glücksfall. Also etwas, das unabhängig von unserem Verhalten eintritt. Diese Situation: etwas wird erwünscht, kann aber nicht durch ein zielgerichtetes Verhalten herbeigeführt werden, ist die beste Brutstätte für Aberglauben. Aberglauben ist die Überzeugung, man könnte durch ein Verhalten etwas erzwingen, das man durch kein Verhalten erzwingen kann. Nun sind Philosophen gebildete Menschen, das heißt komplizierte Menschen. Und komplizierte Menschen brauchen einen komplizierten Aberglauben. Dieser ist die philosophische Methode. De facto hat sie kaum einen anderen Effekt (i. S. von Erfolg) als das Daumendrücken. Aber wegen ihrer Kompliziertheit vermag sie leichter als das Daumendrücken über ihre Wirkungslosigkeit hinwegzutäuschen. Daumendrücken ist einfach: Die Ausübung des Daumendrückens erschwert deshalb nicht die Einsicht, daß es am Ende nichts geholfen hat. Eine Methode anzuwenden ist dagegen schwierig. Helfen tut sie nichts, aber ihre Anwendung führt dazu, daß der Philosoph müde wird. In diesem Zustand kann er seine Erfolgslosigkeit nicht mehr sicher feststellen. Außerdem wirft die philosophische Methode anders als das Daumendrücken eine Menge Surrogate ab, die der Pechvogel dann mit dem eigentlich Gesuchten verwechselt; anläßlich unseres kleinen methodologischen Experimentes waren das die in sehr langen, beeindruckenden Neologismen formulierten Gesetze. Insofern muß man sagen, daß der komplizierte Aberglaube der philosophischen Methode sehr viel betrügerischer ist als die einfacheren Formen des Aberglaubens, die unter Lottospielern im Gebrauch sind. Es wäre deshalb eine aufklärerische Aktion, wenn endlich einmal ein großer Philosoph unter der Überschrift „Zur philosophischen Methode“ das Daumendrücken oder das Nasereiben in extenso behandeln würde. Ich meine, daß solch ein Paragraph, besonders, wenn er wirklich von einem bedeutenden Kopf verfaßt wird, eine sehr wichtige Desillusionierung einleiten könnte.

Aber diese Überlegung erklärt noch nicht das oft zu beobachtende methodologische Eifern. Kaum ein

langjähriger Lottospieler würde jemanden verfluchen, der zum ersten Mal mitgespielt und gleich gewonnen hat. Außerdem pflegen die Lottospieler meistens eine gesunde Distanz zu ihrem eigenen Aberglauben. Sie kreuzen zwar immer die Geburtsdaten ihrer Großmutter an, aber sie machen sich gleichzeitig darüber lustig, und würden nicht von anderen erwarten, daß diese auch nach derselben Methode handeln. Das ist in der Philosophie anders. Hier wird die Beobachtung einer Methode oft besonders vom Nachwuchs eingefordert. Man weiß zwar, daß die Geschichte der Philosophie voll ist von Denkern, die, wie z. B. LICHTEBERG oder NIETZSCHE oder WITTGENSTEIN überhaupt keine Methode verfolgten, ja, nicht einmal eine richtige Ausbildung hatten, denen wir aber dennoch tiefe Einsichten verdanken. Aber diese Denker erklärt man zu Ausnahmestellen. Der normale Mensch, insbesondere der Student, braucht eine Methode.

Daß diese Überzeugung verbreitet ist, erkennt man in Augenblicken, in denen ihr widersprochen wird. Wenn etwa, wie in der eingangs zitierten Prüfung, jemand auftritt, der schöne Philosophie ablieft, aber offenbar keine Methode dabei angewandt hat, dann ist die Aufregung groß. Warum? Man kann sich vorstellen, wie ein rechtschaffender Mann, der sich sein Leben lang glücklos mit der Anwendung irgendeiner Methode gemüht hat, reagiert, wenn er sieht, daß ein anderer ganz ohne Methode sofort eine wichtige philosophische Entdeckung macht. Er wird versuchen, die Entdeckung zu entwerten, indem er darauf hinweist, daß sie ohne Methode zustande gekommen ist. Im Laufe seines Lebens ist ihm das Mittel immer mehr zum Zweck geworden, so wie manchen Gläubigen die Gebetsriten, und er argumentiert, daß eine Erkenntnis, die ohne Methode entstanden ist, nichts ist, sie ist nicht mehr wert wie ein unbeschriebenes Blatt Papier. Das ist eben so. Genauso, wie es so ist, daß eine Gotteserfahrung ohne Vaterunser und außerhalb der Kirchenmauern unmöglich ist. Es handelt sich hier um transzendente Notwendigkeiten, ohne die ein Diskurs gar nicht möglich wäre! Verstanden? Verstanden.

Vielleicht spielt auch die Abneigung ordnungsliebender Beamter gegen Outlaws hier mit herein. Es ist ja wohl insgesamt so, daß die Beamtenmentalität, eine Legierung aus Obrigkeitgläubigkeit, Kraftlosigkeit, schlechtem Gewissen und Standesdünkel besonders in der deutschen Philosophie ein

günstiges Milieu hat. Ich meine, daß man an philosophischen Fakultäten zahlreiche Prototypen des deutschen Beamten findet, vielleicht mehr als in den Ministerien und Verwaltungen. Und zum deutschen Beamten paßt die Liebe zur Methode wie der mausgraue, schlechtsitzende Einreihler und die Strickkrawatte. Der deutsche Philosophieprofessor geht seiner Arbeit mit Gewissenhaftigkeit nach, aber ihn plagt das schlechte Gewissen, weil nichts oder nur wenig dabei herauskommt. So sitzt der Professor in seiner Amtsstube. Nun tritt eine Art tollkühner Mann in einer selbstgebauten fliegenden Kiste auf, die sicherlich niemals durch den TÜV gekommen wäre, aber durch ein Zusammentreffen der sonderbarsten Zufälle dennoch fliegt. Ein Outlaw. Empörend. Hier hat sich jemand an einer staatlichen Instanz, durch die sonst alle müssen, vorbeigemogelt. Gegen ihn muß etwas unternommen werden, er muß diszipliniert werden. Er stört das Ordnungsempfinden des Professors – und seinen Gerechtigkeitssinn.

Oft wird es auch so sein, daß die professionelle bzw. professorale Identitätsbildung, in der die Person ja nicht selten ganz aufgeht, an die Methode gebunden ist. Und da verletzt es auch noch den Berufsstolz, wenn jemand ganz ohne Methode dennoch Erfolg hat. Wir kennen diesen Fall aus den Kriminalserien. Niemanden, nicht einmal den Täter, haßt der angestellte Ermittler so sehr, wie den Dilettanten ohne Ausbildung, der ihm dann durch seinen Erfolg die Sinnlosigkeit oder mindestens Entbehrlichkeit seiner Ausbildung vorführt. Der verbeamtete Kriminalkommissar fühlt sich vom hemdsärmeligen Privatdetektiv in seiner Berufsehre gekränkt. Er ist gezwungen worden, eine bestimmte Ausbildung durchzumachen, also ist sie gottgewollt, also ist es ein Frevel, wenn jemand ohne Ausbildung dennoch ermittelt. Hatten wir oben den Schluß vom Sollen auf das Sein, so begegnet uns hier der Schluß vom Sein auf das Sollen: weil alle oder mindestens die meisten Fahnder systematisch-methodisch vorgehen, folgt, daß das so sein muß. Der Fehlschluß ist das Begründungsprinzip des Aberglaubens. Aber warum war denn der Kriminalkommissar so felsenfester Überzeugung, daß man nur durch eine sorgfältige, staatliche Ausbildung in den Stand gesetzt wird, Verbrechen aufzuklären? Warum ist er damals der Polizeiakademie beigetreten, um die Methode der Ringfahndung, die Verbrecherpsychologie, Spurensicherung usw. zu lernen, statt gleich mit dem Aufklären anzufangen?

Natürlich aus einer Vielzahl von Motiven, darunter auch vernünftigen. Wahrscheinlich spielte aber auch ein ausgeprägtes Sicherheitsdenken, verbunden mit Autoritätsgläubigkeit eine wichtige Rolle. Er hat es sich nicht zugetraut, aus eigener Kraft, ohne Anleitung und Ausbildung erfolgreich kriminalistisch tätig zu sein. Der hemdsärmelige Privatermittler regt ihn sicher auch deshalb so auf, weil er ihn an diese tief unten sitzende Feigheit erinnert, die der Sand ist, auf den er seine berufliche Karriere aufgebaut hat. Dessen Selbstbewußtsein ist eine unangenehme Erinnerung an die eigene Mutlosigkeit, die damals dazu geführt hat, daß man die Scheinsicherheiten, die von der Obrigkeit angeboten wurden, dankbar abgekauft hat. Es ist eine Erinnerung, die die Eigenliebe in hohem Maße verletzt, daher die heftige Reaktion.

Der eigentliche Status philosophischer Methoden

Nach dieser Polemik gegen philosophische Methoden ist es jetzt an der Zeit, einiges geradzurücken und etwas gemäßigte Töne anzuschlagen. Ich bleibe dabei, daß zur Erkenntnis kein Weg führt. Das zu betonen und auch entsprechend zu formulieren, scheint mir in einer Zeit zunehmender Methodengläubigkeit wichtig, die Polemik ist situativ gerechtfertigt.

Aber ich will nicht mit dem Bade das Kind ausschütten. Natürlich setzt meine Behauptung, daß eine philosophische Methode unsinnig ist, eine bestimmte Lesart des Wortes Methode voraus. Darauf habe ich schon am Anfang hingewiesen. Ich habe unterstellt, daß eine philosophische Methode etwas sein muß, was durch stures Anwenden von Ergebnissen auf ein Resultat führt, ähnlich wie eine Division als eine sture Anwendung von Regeln erfolgt. Und ich meine auch, daß viele, die nach einer bestimmten Methode arbeiten, das Wort in diesem Sinn verstehen. Auf jeden Fall verbinden viele, die nach einer philosophischen Methode suchen, eine entsprechende Hoffnung damit. Und von Seiten der Anbieter wird diese Hoffnung auch genährt. Und genau gegen dieses Verständnis philosophischer Methode ist die oben erwähnte Polemik gerichtet.

Aber man muß ja die philosophische Methode nicht als Regelsystem verstehen, das einem mathematischen Kalkül analog ist. Das LEIBNIZsche „calculus“ muß ja nicht Leitvorstellung für die philosophische Tätigkeit sein. Man kann eine philosophi-

sche Methode durchaus auch als ein weniger rigides Regelsystem verstehen, dessen Anwendung das erfordert, was Charles DARWIN „systematischen Takt“ nannte, eine besondere, nicht ersetzbare Form der Urteilskraft. Dann wäre die philosophische Methode, etwa die Dreistadienmethode von Hermann SCHMITZ, aber auch die historisch-kritische Methode, eher den Künsten der Menschenbehandlung zu vergleichen, der Kunst des Verführens, der Kunst des Verkaufens. Auch für diese lassen sich ja Regeln angeben, aber diese gelten eben nur „in der Regel“, im Einzelfall kann etwas ganz anderes angemessen sein. Ebenso wird auch Hermann SCHMITZ seine Methode gewiß als etwas verstehen, das oft hilft, auf Erkenntnisse zu kommen, mit dem sich aber solche keinesfalls erzwingen lassen. Es handelt sich um ein System von Kniffen und Tricks, die gewissermaßen den Boden bereiten, in den dann eine Erkenntnis einfallen kann, aber nicht etwas, das Erkenntnis garantiert. Man könnte vielleicht von einer Anleitung zur systematischen Provokation sprechen. Erkenntnisse werden dadurch zwar nicht zwingend herbeigeführt, aber doch angezogen. So, wie im bürgerlichen Leben eine Provokation durch Schimpfwörter die Ohrfeige nicht immer zur Folge hat, wohl aber wahrscheinlich macht, folgt zwar aus der Dreistadienmethode die phänomenologische Erkenntnis nicht mit Notwendigkeit, wohl aber mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit.

Wenn philosophische Methoden in diesem Sinne gelehrt werden, ist gegen sie und gegen die Lehre nichts einzuwenden. Voraussetzung dafür ist, sich stets ein sicheres Gefühl für die Grenzen der Pädagogik zu bewahren. Und damit zusammenhängend: Statt soviel von den Vorteilen methodischen Vorgehens mehr von seinen Gefahren sprechen. Mindestens sollte man an diese immer wieder erinnern. Eine Erkenntnis ist ein Glück, das man nicht durch Anwenden einer bestimmten Methode erzwingen kann. Man kann sich für sie nur bereitmachen, man kann sich wachhalten, man kann seine Sensibilität für Erkenntnisse steigern. Man kann Erkenntnisse durch bewährte Tricks herbeilocken. Aber man kann ihr Eintreten nicht kommandieren. Es ist wie mit der Liebe eines Menschen, um die man werben kann, und zwar nach Strich und Faden, also methodisch, die sich aber nicht erzwingen läßt. Es ist mit dem Glück in der Wissenschaft wie mit dem Glück im Leben, für das wir arbeiten können, ohne sicher zu sein, daß wir es auch erlangen wer-

den. Erkenntnis ist ein kontingentes Geschehen, das nicht in unserer Macht steht. Ich meine, daß es sehr wichtig ist, dafür ein Gefühl zu bewahren, gerade in der Philosophie.

Die Erkenntnis ist eine Konzeption, eine Empfangnis, nicht aber ein Produkt. Dieser Satz sollte am Anfang jeder philosophischen Erkenntnistheorie und jeder Methodologie stehen. Was macht denn auch sonst die Arbeit in der Wissenschaft spannend? Wenn alles letztlich durch Regelanwendung getan werden könnte, wenn es keine richtigen Überraschungen mehr geben würde, wenn das schon erwähnte „calculus“ von LEIBNIZ wirklich funktionieren würde – wäre dann die Philosophie wirklich noch der Mühe wert?

Das sollte man bei allen pädagogischen Bemühungen nicht aus den Augen verlieren. Der Glaube an die Gewalt der Methode, bzw. der Glaube, daß man Erkenntnis mit Gewalt erzwingen kann, dieser Aberglaube ist deshalb so gefährlich, weil er blind und taub macht für Erkenntnisse, die quer zur Suchrichtung der Methode einfallen. Wenn man nicht eine gewisse Distanz zu der Methode, die man anwendet, bewahrt, entfaltet die Methode einen Killereffekt. Man hört und sieht dann nur noch in eine Richtung, und alles, was sonst noch so vorkommt, wird nicht beachtet oder aber negiert. Das Suchbild vernichtet dann das Merkbild (v. UEXKÜLL). Dann kommt es zu dem paradoxen Effekt, daß gerade ein Hilfsmittel, das Erkenntnisse herbeiführen sollte, Erkenntnisse verhindert.

Aber wenn eine methodologische Unterweisung irgend einen Sinn hat, dann doch am ehesten den, daß sie für Erkenntnisse sensibilisieren soll. Deshalb ist es wichtig, daran zu erinnern, daß Erkenntnisse durch methodisches Denken zwar provoziert, aber nicht herbeigezwungen werden können. Es ist wichtig, daß Erkenntnisse unabhängig von Methoden sind. Wir können die Erkenntnis nicht auf einem Weg erreichen, aber die Erkenntnis kann sich einen Weg zu uns bahnen. Sie steuert uns, nicht wir

sie. Deshalb ist es angebracht, immer Distanz zu methodischen Bemühungen zu halten, und ihnen niemals allzuviel zuzutrauen. Sie können uns letztlich nicht von Unsicherheit entlasten und das Risiko nicht ausschalten, daß wir scheitern.

Anmerkungen

- ¹ Vgl. Morgensterns Gedicht „Die unmögliche Tatsache“: Palmström wird von einem Auto angefahren, geht nach Hause, stellt fest, daß an der Stelle, wo der Unfall passierte, gar keine Autos fahren durften, „und er kommt zu dem Ergebnis: nur ein Traum war das Erlebnis, weil, so schließt er messerscharf, nicht sein kann, was nicht sein darf.“
- ² Schmitz, Hermann: Der unerschöpfliche Gegenstand. Bonn 1990. S. 33.
- ³ ebd.
- ⁴ Schmitz, Hermann: Was wollte Kant? Bonn 1989. S. 3.
- ⁵ Schmitz, Hermann: Der unerschöpfliche Gegenstand. A.a.O. S. 32.
- ⁶ Schmitz, Hermann: System der Philosophie, Bd. II, 1: Der Leib. Bonn 1965. § 54.
- ⁷ Wenn wir Naturwissenschaftler wären, müßten wir an diese phänomenologische Analyse übrigens noch eine Kausalanalyse anschließen. Vielleicht ist es von Interesse, wie eine solche im hier interessierenden Fall aussehen könnte: Ich könnte theoretische Entitäten namens „Nachbar“, „Schritte“, „Haustür“, „Stereoanlage“, „Tekknomusik“ und „Rasenmäher“ einführen, und etwa mutmaßen: die gesetzmäßigen Zusammenhänge erklären sich, wenn man einen Nachbarn annimmt, der entweder Tekknomusik hört oder den Rasen mäht. Geht er aus dem Haus, dann kann er keine Tekknomusik hören. (Deshalb gilt Theorem 1) Er könnte aber vielleicht den Rasen mähen. (Deshalb gilt Theorem 2). Er kann nicht gleichzeitig Rasen mähen und Tekknomusik hören. (Deshalb gilt Theorem 3).
- ⁸ Schmitz, Hermann: Der leibliche Raum (= System der Philosophie, Bd. III, 1). Bonn 1967. S. 2.
- ⁹ Der Passus steht wieder im Zusammenhang einer methodologischen Erörterung, diesmal erörtert Schmitz die phänomenologische Reduktion, die ein Korrelat der Dreistadienmethode ist: „Der Weg der phänomenologischen Reduktion führt also durch die beiden Stadien, einerseits möglichst viel Glauben zum Vorurteil zu vergegenständlichen und andererseits die so gewonnenen oder auch von vornherein verfügbaren Vorurteile als Annahmen möglichst frei zu variieren. [...] Naiv und unvernünftig wäre aber die Meinung, es sei möglich, die Spitze der phänomenologischen Reduktion pauschal gegen jedweden Glauben zu richten. Weiß doch kein Mensch je ganz, was er glaubt!“ Zum Glaubens- oder besser zum Überzeugungssystem von Hermann Schmitz scheint, wie wir gehört haben, auch die Ansicht zu gehören, daß er nach der Dreistadienmethode philosophiere, und es wäre wohl nicht falsch, wenn er die Spitze der Reduktion auch einmal gegen diese Überzeugung richtet.